

e

Ueber

Q u a n t i t ä t

im bayrischen und einigen andern oberdeutschen Dialekten, verglichen
mit der in der jetzigen und in der ältern hochdeutschen
Schriftsprache,

VON

J. Andreas Schmeller.

189. 2. 2.



Ueber
Q u a n t i t ä t

im bayrischen und einigen andern oberdeutschen Dialekten, verglichen
mit der in der jetzigen und in der ältern hochdeutschen
Schriftsprache.

Gelesen in der öffentlichen Sitzung der philologisch-philosophischen
Klasse der Akademie der Wissenschaften zu München
den 6. März 1830.

In der bayerischen so wie auch in der oberpfälzischen Aussprache und nicht blos des gemeinen Volkes, sondern auch in der Art, wie viele Gebildete guthochdeutsch Geschriebenes lesen, finden aufmerksame Nichteingeborne ausser manchem andern (z. B. der Ersetzung der Laute ö, ü, eu durch e, i, ei) vorzugsweise die unaufhörlichen Verstösse gegen die regelrechte Dehnung und Schärfung der Sylben auffallend, eine Erscheinung welche fast auf den gänzlichen Mangel alles Sinnes für das Princip der Länge und Kürze oder der Quantität schliessen lasse, wie denn auch von den Polen das Sprichwort gelte: *Poloni non curant quantitatem syllabarum.*

Es möge dem, der sich einmal auf die Rolle eines Grammatikers und Lexicographen des bayrischen Dialekts eingelassen hat, und an den diese Bemerkung als eine Art Rüge schon mehrmal persönlich gerichtet worden ist, erlaubt seyn, das was er schon früher über diese Eigenheit hie und da zu sagen Gelegenheit genommen, mit einigen neu gewonnenen Ansichten zusammen zu stellen und zu versuchen, wie das gerügte Factum mit ältern Zuständen zusammenhänge, und ob es nicht wenigstens historisch, wenn nicht zu rechtfertigen, doch etwa zu erklären sey. Es wäre überflüssig, zu diesem Zwecke hier erst auf den Begriff der grammatischen Quantität überhaupt zurück zu gehen. Jedoch scheint es, in so ferne sie sich mit dem was Betonung heisst, störend genug berührt, nützlich, über diese letztere ein paar Bemerkungen vorausgehen zu lassen, um die Ausdrücke Quantität, Länge, Kürze von gewissen Zweideutigkeiten entfernter zu halten.

Die Betonung lässt sich unterscheiden in Tonhebung und Tonnachdruck.

Wenn in der jetzt üblichen musicalischen Bezeichnung die ganzen, halben, Viertels- etc. Noten die Quantität ausdrücken, so wäre mit dem Umstand, dass eine Note auf den Niederschlag oder auf einen sogenannten guten Takttheil fällt, der Tonnachdruck, mit dem höhern Platz aber auf der diatonischen oder vielmehr enharmonischen Scala die Tonhebung vergleichbar. Die letztere, welche, als das am meisten in's Gehör Fallende, in höherer Potenz den Gesang gibt, ist in der natürlichen Rede das, was den fragenden, zweifelnden u. s. f. Ton ausmacht, ja ausserdem in der eigenthümlichen Sprache einzelner Personen, Gegenden und ganzer Völker das, was Andern als das sogenannte Singende derselben auffällt *).

*) Der Altbayer z. B. findet es in der Sprache des Oberpfälzers, des südöstlichen

Wichtiger aber ist und in ganz anderer Art dem Gehör auffallend der Tonnachdruck, welchem auch hier, wie herkömmlich, vorzugsweise die Benennung Betonung oder Accent zugestanden seyn soll. Er ist es, was in der Musik das regelnde und belebende Princip, den Takt begründet. Auch in der gewöhnlichen Rede wird bei jeder Gruppe von mindestens zwei Sylben eine mehr oder minder stärkere Betonung der einen vor der andern fühlbar.

Bei dem einzelnen Wort gehört in den meisten Sprachen der Umstand, auf welche von seinen Sylben der Nachdruck falle, wesentlich mit zur Individualität des Wortes *). In einigen wird die Betonung, oder der Ton, mit der Quantität in ein abhängiges Verhältniss tretend, bei den grammatischen Affectionen des Wortes nach

Franken. Im Munde des Schweden hat die letzte von den zwei Sylben eines Wortes, obschon der Nachdruck auf der ersten liegt, gewöhnlich einen höhern Ton: bitid, Drottning. Es könnte seyn, dass man vor Guido von Arezzo auch minder commensurable Hebungen und Senkungen der Stimme durch Singzeithen oder Accente über den Worten auszudrücken gesucht hätte. Das Fragzeichen in MSS. des IX. Jahrh. hat noch ziemlich das Ansehen eines solchen Accentos.

*) Griechisch: ὁ δῆμος (das Volk), ὁ δημός (das Fett); βρότος (Asche mit Blut), βροτός (sterblich); ἡ θεά (Göttin), ἡ θεα (von θάομαι). Russisch: Кόσα (Zopf), Коса (Sense); Wédro (heiter Wetter), Wedró (Eimer); Króio (tego), Kroió (scindo). Dieser neuere Dialekt des Slawischen zeichnet sich vor andern durch die Festhaltung der organischen Betonung des als Kirchensprache und im servi-schen Dialekt noch fortlebenden alten Idioms aus, während der Böhme durchaus der ersten Sylbe jedes Wortes, der Pole hinwider der vorletzten den Ton gibt: so dass jener z. B. selbst Wörter wie natura, lucerna, katolik, Heródes, als nátura, lúcerna, kátolik, Hérodés, dieser auch eingebürgerte fremde Ausdrücke dokúment, eqwipáz', Fabrícusz als dokúment, eqwipáz', Fabrícusz vernehmen lässt. Und hierauf, nicht auf die wahre Quantität bezieht sich jenes Sprichwort: Nos Póloni non cúramus quantitatem syllábarum, das demnach auf den bayrischen Dialekt durchaus nicht passt, der nur ein paar fremde griechische Wörter (Músik, Physík, Mathemátik etc.) anders, und vielleicht richtiger, als die gesprochene Schriftsprache, accentuirt.

gewissen Gesetzen verrückt *). In den germanischen Idiomen führt die sinnkräftigste oder Stammsylbe in der Regel die Betonung.

Welche Macht der Accent auf das Ohr ausübe, wie er die Aussprache überhaupt gewältige, zeigt sich am auffallendsten im Englischen, und wieder besonders in dem durch germanische Betonungsanalogien gemeisterten romanischen Theil seiner Wörtermasse, wo auf den accentuirten Sylben, wie auf Horsten über den Moorgrund der übrigen dahingeschritten wird.

Dieses Princip hat sich in allen neuern Sprachen, auch das Griechische nicht ausgenommen, obschon in denselben für dessen schriftliche Evidenthaltung sehr ungleich gesorgt ist **), so breit und wichtig ge-

*) Wie im Griechischen, im Russischen. Puchmayr's russ. Grammatik 1820 verwendet 38 Seiten auf die schwierige Lehre vom Accent und dessen Verrückung.

**) Am genügendsten im Griechischen. Dagegen desto weniger im Latein, (in diesem scheint es nach Quintilian gar kein Oxytonon gegeben zu haben), und in den daraus hervorgegangenen sogenannten romanischen Idiomen. Ja in dem verbreitetsten dieser letztern, dem Französischen, sind die Accentzeichen zu etwas der Betonung ganz Heterogenem, zur Unterscheidung des Akustischen der Vocale verwendet, und das Capitel der Betonung in der Grammatik gewöhnlich so ganz ignorirt, dass es gleichgültig scheint, ob man z. B. parlér, Paris, Bourbón, Lyón oder párlér, Páris, Boúrbón, Lyón accentuire. Indessen zeigt der Gebrauch im Reime, dass nur das eine das richtige seyn kann, wie denn das Ohr des gebornen Franzosen aus dem Verhalten in diesem so wenig besprochenen Punkte gewiss immer den blos eingelernten Ausländer erkennen wird.

Das geschriebene Italienische lässt dem Uneingebornen in vielen zweifelhaften Fällen das Rathen, obschon dieser mit einem Adige, Girolámo, Monáco u. dgl. jedes Ohr beleidigen würde. Sorgfältiger bezeichnet, auch im gewöhnlichen Leben, der Spanier. Er lässt nie zweifelhaft, dass z. B. nur Alcalá, Bogotá, Panamá, Córdoba, Granáda, Cádiz, Mataró, Perú, Potosi, Santandér, Bidásoa, Andalucia, und nicht anders, ausgesprochen werden dürfe. Sonst gilt die Betonung in den meisten Schriftsystemen für ein Ding, das sich, für die Eingebornen freilich, wie dem Araber zu seinem Cousonanten der Vocal, von selbst

macht, dass es überall das Gefühl für eigentliche Quantität mehr oder minder abgestumpft, diese in den Hintergrund gedrängt, ja in der neuern Metrik fast ganz deren Stelle eingenommen hat.

Es ist dadurch die reine Ausscheidung des bloß Quantitativen um so schwieriger geworden, als selbst die hierauf bezügliche Terminologie der Neuern eine gewisse Widersinnigkeit erhalten hat, und das was eigentlich nur ein zweisylbiges Oxytonon ist als Jambus, ein zweisylbiges Paroxytonon als Trochäus, ein dreisylbiges Proparoxytonon als Daktylus in ihr figurirt, und im neuern Deutsch die Ausdrücke lang und betont, wie ihr Gegenheil kurz und unbetont als so sehr identisch genommen werden, dass man mit Adelung, für die wahre eigentliche Länge oder Kürze ganz besondere Benennungen, nämlich gedehnt und geschärft zu gebrauchen, nöthig gefunden hat *).

Seit dem auf solche Weise der Accent die Herrschaft über die Quantität erlangt hat, geht es uns beinahe wider die Natur,

verstehe. Und dass wir Namen aus minder gangbaren Sprachen, die wir zu lesen bekommen, in dieser Rücksicht ohne Bedenken radebrechen, ist verzeihlich genug, obschon unser Iwan, Katinka, Zarewitsch, Páscha, Janina, Bujukdóre (statt Iwán, Zaréwitsch, Kátinka, Paschá, Jánina, Bujukderé) russischen oder türkischen Ohren ohngefähr vorkommen müssten, wie uns etwa Würzburg, Erlangen, Ambérg.

- *) Welch ein Unterschied zwischen der bloß accentvertheilenden Metrik der Neuern und der rein quantitativen der Alten, deren Ohr, ungestört vom Accent, bloß die Längen und Kürzen herauszuhören und nach ihnen zu messen verstand. Er scheint sich eines Theils mit dem, jeder Sprache im Lauf der Jahrtausende beschiedenen Verfall der feinern grammatischen Gliederungen zu berühren und andererseits vergleichbar dem Verhältniss zwischen dem alten, keines Taktes bedürftigen, in ganzen und halben Noten fortschreitenden Kirchengesang und der neuern Composition, die mit ihren künstlichen Taktarten meist über Viertels-, Achtels-, Sechzehntelsnoten dahinrauscht.

eine betonte Sylbe, besonders die Stammsylbe eines zwei- oder mehrsybligen Wortes, als eine Kürze zu behandeln. Wir fühlen uns unwillkürlich gedrungen, in der Aussprache eine bestimmte entweder vocalische oder Positionslänge daraus zu machen.

Diese Richtung der Pronunciation ist wohl schon einige Jahrhunderte alt. Dass sie aber im 13ten noch nicht entschieden war, dass damals und zumal noch früher, im Deutschen, wie im Griechischen, Lateinischen und andern alten und jetzigen Sprachen auch betonte wurzelhafte Sylben als reine Kürzen gesprochen und gehört worden sind, zeigen eben die Denkmäler der ältern Sprache, in welchen der Unterschied kurzer und langer Stammsylben so evident gehalten ist, dass er nicht nur in bessern MSS. sich äusserlich bezeichnet findet, und über Reim oder Nichtreim zwischen zwei Wörtern entscheidet, sondern sogar in der Declination und Conjugation wesentliche Divergenzen begründet.

Das Nähere hierüber ist in den Untersuchungen niedergelegt, die wir besonders Lachmann und J. Grimm *) verdanken. Bei gegenwärtiger Betrachtung wird es genügen, als Resultate aus denselben, hier die hauptsächlichsten Quantitätsverhältnisse auch nur der ältern, nicht der ältesten, Sprache in so vielen Beispielen aufzuführen, als nöthig seyn mögen, um zur Beurtheilung dessen, was die

*) Man sehe z. B. J. Grimms deut. Grammatik 2te Aufl. 1. Thl. S. 12—20, 27, 444, 577, 599, 656, 644, 668, 679, 683, 746, 845, 847, 869—871, 891—892, 605—904, 920—923, 946—951.

Karl Lachmann's Auswahl aus den hochd. Dichtern des 13ten Jahrh. Berlin 1820 Vorrede XII—XVI. Desselben Abhandlung „Ueber althochdeutsche Betonung und Verskunst“, gelesen in der Berliner Akademie der Wissenschaften 1831 und 1832.

neuere Büchersprache und die bezüchtigten Dialekte hierin statuiren, als Anhaltspunkte zu dienen.

Die Stammsylben der ältern Sprache sind entweder vocalisch- und consonantisch-kurz d. h. absolut-kurz, oder sie sind vocalisch-kurz, consonantisch-lang, d. h. positions-lang, oder aber vocalisch - d. h. absolut-lang.

Hier bedarf vielleicht der nicht eben herkömmliche Ausdruck consonantisch-kurz oder lang einiger Erläuterung.

Was einen Vocal gegen einen andern lang macht, ist ein gewisses Aushalten, gleichsam eine Fermate, auf demselben, die man gewöhnlich auf doppelt so lange Dauer, als zum einfachen Aussprechen desselben nöthig wäre, anschlägt und daher schon in den ältesten Schriftdenkmälern durch doppelte Schreibung des Buchstaben bezeichnet hat; woraus denn auch folgt, dass eine Verbindung von zwei verschiedenen Vocalen oder ein Diphthong schon an sich lang seyn müsse.

Ein ganz analoges Verhältniss hat bei den Consonanten statt. Jeder bedarf zu seiner Production einer gewissen Zeit und zwar die Aspirata und die Liquida einer längern, als die Muta *).

Diese natürliche Dauer kann durch eine ganz ähnliche Fermate verlängert werden, und nichts anders, als dieses Aushalten, dieses Verdoppeln der Dauer, also wahre consonantische Länge, wird

*) Dass die Liquida sogar die Stelle eines Vocals vertreten und eine Sylbe bilden könne, ist nicht etwa blos aus dem böhmischen und andern Dialekten der slawischen, sondern sogar aus dem bayrischen der deutschen Sprache klar. Mundarten Bayerns München bei Finsterlin 1821 S. 107, 111.

in allen Sprachen von jeher durch die Geminatio des Consonantzeichens ausgedrückt. Nicht etwa daß Princip, welches z. B. die Tenuis von der Media, p von b, k von g, t von d, scheidet, also nicht der Grad der Pronunciationsstärke ist es, wodurch pp von p, ck von k, tt von t absteht, nach welchem diese Geminatioen auch zu Anfang der Sylben vorkommen müssten, sondern lediglich das Aushalten des Organs über die absolut nöthige Dauer in der Pronunciationsstellung.

So steht auch ein Complex von zwei oder mehr verschiedenen Consonanten, als Consonantdiphthong, dem Vocaldiphthonge parallel. Und da alle Consonanten, die in Einer Sylbe hinter dem Vocal hergehen, oder, da alle Consonanten, die zwischen zwei Vocalen vorkommen, mit ihrer Quantität dem vorantretenden zugerechnet werden, entsteht für ihn das, was Länge durch Position genannt wird.

A. Beispiele von vocalisch- und consonantisch-kurzen Stammsylben*) der ältern Sprache:

1. Mit Mutis nach dem Vocal.

a) Mit der Labial-Media:

grab (grap), grabes; stab (stap), staves; abe, knabe; aber; naben, graben, nabele; eben; eber; rebe; leben, siben; geben, loben, oben; übel.

*) Cf. engl. mad, bad; hat; fathom; father; bath (aber: to bathe); ever; never; seven; to get; to give, live; dog, sob; on; son; got, god; love; done; but; gun.

b) mit der Guttural-Media:

tag (tac), tages; hag, hages; mager; nagel; wagen; slagen; klagen; weg (wec), weges; legen, regen; degen; segen; ligen; sige; boge; vogel.

c) Mit der Dental-Media:

Bad, lade, laden; schade; stad (stat), stades; rad (rat), rades; leder; vedere; reden; smid (smit), smides; lid (lit), lides; wider; nider; vride; wide.

d) Mit der Dental-Tenuis:

vater; satel; schate; eter; mete; treten, beten; veter, ketene, weter, weten, zeten; trit; biten; site; got, gotes, bote; tote (patrius); schüten; blat, blates; stat, stete; gestaten; gater.

2. Mit Aspiraten nach dem Vocal:

haven; kevere; hof, hoves; sehen; geschehen; gras, glas; hase, nase, hasel, wase; esel, lesen; hose, mos; besme.

3. Mit Liquiden nach dem Vocal:

tal; sal; smal; wal; zal; schal; maln; haln; zeln; queln; weln; el; spil, spiln; vil; kil; stil; nol; hol; holn; die sol; mül; lam; die scham; kamer, hamer; schamel; gremen; lemen, semele; zemen; nemen; himel; genomen, komen; drum, drumes; sumer; han; van; swan; banen; manen; denen, monen; gewonen; doner; sun; schar; ar; bar; der har; varn; bewarn; sparn; scher; ber; her; mer; sper; wer; kern; nern; zern, wern; spor; spurn; die cür.

B. Beispiele von vocalisch-kurzen und consonantisch-langen, d. h. von positions-langen Stammsylben der ältern Sprache anzuführen ist überflüssig.

Die mit zwei oder mehr verschiedenen Consonanten nach dem Vocal sind treu und unverändert in die spätere Sprache herabgekommen. Die mit bloß verdoppelter, geminierter Consonanz nach dem Vocal haben das eigene, dass sie da, wo auf die Consonanz kein Flexionsvocal folgt, die Fermate auf dem Consonanten nicht statt haben lassen, ihn auch nur einfach schreiben. Also z. B. der *boc*, des *bockes*; der *schal*, des *schalles*; der *stam*, des *stammes*; der *sin* des *sinnes*; das *ros*, des *rosses*; *vol*, *volles*; *al*, *alles* etc. Eine Eigenheit, in der Endsylbe *in*, plur. *innen* noch forterhalten, auf die wir später zurückkommen werden.

C. Beispiele von vocalisch-langen Stammsylben der ältern Sprache:

I. Reinvocalisch.

â

âbent, âder, âl, âne, âtem, bâre, brâten, drât, frâgen, grâf, hâr, iâmer, iâr, krâm, lâzen, mâlen (pingere), mâze, mâse, mâne, nâdel, genâde, nâh, râche, rât, sâme, sât, schâf, slâfen, sprâche, strâfen, strâze, Swâb, tâht, tât, wâge, wân, wâr u. a.

ae

Haele, kaese, laere, bequaeme, raeze, saelig, spaete, staele, swaere, traege, zaehe.

ê

Ê, êre, gên, hêr, kêren, klê, lêhen, lêren, mêr, rêh, rêren, sê, sêle, slêhe, snê, stên, wê.

i

Bî, blî, brî, drî, dîn, flîz, frî, îs, kîl, lîb, lîm, mîn, nîd, pîn,
rîs, rîfe, sîn, schîn, swîn, wîz, wît, wide, zît.

o

Brôt, flôz, frô, frône, grôz, hôch, lôn, lôs, lôz, nôt, ôre, rôse,
rôt, schôz, stôzen, tôt, tôre.

oe

Boese, bloede, hoeren, schoene, oede, snoede.

û

Bûch, brûchen, brûn, brût, fûl, hûs, hût, krût, lûs, lût, mùs,
rùm, rûch, rûnen, sûr, tûbe, tûsent, trûbe, ûf, ûz, zûn.

II. Diphthongisch.

ei

Bein, ei, eid, ein, geil, heiden, heilig, heise, heim, heiter,
heiz, keiser, leim, pheit, reine, teil, weize, weiz, zwei.

ie

Bier, bieten, die, fiel, griez, kien, knie, liez, licht, mies,
schier, slief, schiezen, tief, tier, vier.

iu

Diuten, hiure, gehiure, liut, tiure, viur.

ou

Boum, gelouben, houbet, koufen, loufen, loup, ouch, ouge,
roup, roufen, rouch, stoup, soum, troum, zoum.

uo

Buoch, bruoder, buosem, fluoch, fuoder, fuoter, fruo, genuoc, gruoz, huot, huon, muot, muoter, muos, muoz, ruochen, ruofen, suochen, tuoch, zuo.

ue

Fuegen, gruene, gruezen, hueten, muezzen, ueben.

D. Beispiele von vocalisch-langen Stammsylben, in welchen auf den Vocal noch consonantische Länge folgte, kommen spärlich vor: z. B. tâht, hueffe, ôstern, uehse.

Sogar wird in der Conjugation in Fällen, wo der kurze Vocal zum Diphthong wird, die Geminatio abgeworfen. Aus fallen wird fiel, fielen etc.

Und hinwieder wandelt die aus contrahierten Flexionen entstandene Geminatio den langen Vocal zum kurzen um: Herre aus hêr.

So viel zur Uebersicht der Fälle, die, in Bezug auf Quantität, in der ältern Sprache Regel sind.

Da nun diese ältere, ohngefähr ins 12te bis in die Hälfte des 13ten Jahrh. gehörende noch reinere Sprache hierin sowohl der bekannten althochdeutschen des XI — VIII. Jahrh., als den übrigen alten Dialekten, dem angelsächsischen, altsächsischen, isländischen und gothischen, wesentlich analog ist, so kann ihr quantitatives Verhalten ohne Zweifel als historischer, d. h. in solchen Dingen allein zulässiger Maassstab gelten für die Rechtmässigkeit der Erscheinungen, die ein späterer Sprachzustand in dieser Rücksicht darbietet.

Nicht nur die Volksdialekte, die eine kunstlose Ueberlieferung

des Frühern, und nicht etwa erst aus der jetzigen künstlichen Schriftsprache verderbt sind, sondern auch diese Schriftsprache selbst kann und muss an diesem Massstab gemessen werden.

Wie verhalten sich nun durch die aufgezählten Fälle einerseits die Schriftsprache, von der andern Seite der Dialekt zur ältern Regel?

A. Vocalische und consonantische Kürzen.

Diese hat die Schriftsprache, bis auf ein paar kümmerliche Reste, alle zu Längen, und zwar die, in denen auf den Vocal die Dentaltennis folgt, durch Verdoppelung derselben meist zu Positionslängen, die übrigen zu vocalischen Längen gemacht, indem der, vielleicht ursprünglich von den wirklichen vocalischen Längen ausgehende Grundsatz überhand genommen hat, jeden Vocal, auf welchen ein einfacher Consonant folgt, zu dehnen.

So ist satel zu Sattel, schate zu Schatten, stat zu Statt und Stadt, blat zu Blatt, weter zu Wetter, biten zu bitten, site zu Sitte, got zu Gott — ausnahmsweise vater zu Väter, mete zu Méth, treten, beten zu trêten, bêten, bote zu Bôte — schade zu Schâden, bad zu Bâd, federe zu Fêder, leder zu Lêder, smid zu Schmied, siben zu sieben, lid zu Glied, nider zu nieder, ausnahmsweise wider zu Widder etc. geworden. Besonders hat diese Entstellung ins Breite die mit einer Liquida nach dem Vocal ergriffen, wo sie sogar durch ganz heterogene künstliche Dehnungszeichen recht befestigt worden ist.

So Saal, Wahl, Zahl, hehlen, zählen, spielen, viel, Stiel, Kiel, Kohle, hohl, Sohn, Mühle, Schaar, Aar, fahren, Scheere, Heer, Meer, Speer, kehren, — und aus-

nahmsweise **Kammer, Hammer, Himmel, Donner, Trümmer**
mannichfalt.

Gleichsam zur Erinnerung an die alten zahlreichen Kürzen dieser Art führt selbst Adelung noch ein paar Wörtchen als solche auf, die nicht in die neue Dehnungsregel passen z. B. grob, an, ab, mit.

Und so erinnern an die Inconsequenz derselben auch die noch immer, besonders in eigenen Namen, schwankenden Schreibformen: Schmidt, Schmitt neben Schmid, Schmied — nehmen neben nimm, genommen — und treten neben tritt, Müller neben Mühle.

Indessen ein Rückschritt ins Geleise des Aeltern ist nicht zu erwarten und nicht zu wünschen. Die neue Regel wird fest stehen, und allmählig werden aus den Wörtern der angeführten Art auch die entstellenden fremdartigen Dehnungszeichen wegfallen, die nur, so lange eben die Regel selbst noch schwankend war, nothwendig scheinen konnten.

Und nun der Dialekt? —

Eine bewusstlose Tradition des Aeltern, aber auch einer mächtigen Einwirkung des Neuern, Künstlichern offen stehend, hält er das Mittel zwischen beiden. Ihm ist sowohl die alte als die neue Weise gerecht, wobei er sich jedoch in einzelnen Fällen lieber zu jener neigt. Was der ältern Sprache eine bestimmte Kürze war, der neuen Schriftsprache eine bestimmte Länge ist, behandelt er als *anceps*. Uebrigens muss bei Beurtheilung dieser Fälle die dialektische Verwandlung der Deutaltenuis in die Media als etwas der Quantität fremdes in Abzug gebracht werden. Durch die Verwandlung des alten t in d treten auch die Wörter, in welchen die Schriftsprache

Positionslängen schafft, in die Classe derjenigen, wo sie vocalische Längen hören lässt. Das Aushalten auf dem Consonanten oder geminirte Consonanz unterbleibt. Also *) Schwan und Schwân, Han und Hân, Tal und Tâl, Sal und Sâl, hol und hól, Leder und Lêder, nemen und nêmen, Stad und Stâd, Blad und Blâd, God und Gôd, Bod und Bôd, Vater und (nur ganz gemein mit der Dehnung) Vôder, Kamer, Hamer, Himel, Sumer, — nicht Kammer, Hammer, Himmel etc.

Da vocalische Kürze vor einfachem Consonanten anzuzeigen durch obige Regel unmöglich geworden ist, so findet man sie in solchen Fällen manchmal durch die, wenn schon in der Aussprache selbst nicht statthabende, Verdoppelung des Consonanten bezeichnet. So ist die Schreibung Vatter, betten, treten, hollen, nemmen, grâmmen etc. und Namen wie Schwannthaller, Zaller aufzufassen.

Eben so sind auch niedersächsische Formen wie: wedder, Ledder, Fedder, nedder, leddig, Bodden, Levver, effen, neffen, seggen, liggen, Bessen, bissen, disse etc. zu erklären.

Andere oberdeutsche Dialekte, besonders der schweizerische, haben die alten Kürzen noch sorgfältiger zu bewahren gewusst, z. B. *) sibē, aber, obē, Stubē, Bodē, Leder, Räder, redē, wider, ligē, sägē — Basel, Nasē, Besē, Wesē, Hosē, Bot.

B. Positionslange Stammsylben der ältern Sprache, d. h. Sylben mit kurzem Vocal und langer Consonanz, sind es, wie oben gesagt, in der Büchersprache geblieben.

Allein der Dialekt hat die Eigenheit der ältern Sprache, wodurch

*) In diesen Beispielen wolle sich der Leser auf die nicht mit dem Circumflex bezeichneten Stammvocale das Zeichen prosodischer Kürze (˘) denken.

sie geminierte Endconsonanz zur einfachen macht, nicht nur in denselben Fällen fortgeführt, sondern sie sogar, besonders was die Liquidae betrifft, auch auf den ausgedehnt, wo ihnen noch eine vocalische Flexion folgt. Er zeigt sich dem Aushalten, der Fermate auf Liquiden entschieden abgeneigt; eine Erscheinung, die dem Verfahren der Büchersprache analog ist, wodurch diese die ursprünglichen Kürzen mit Liquiden auf den Vocal, vorzugsweise zu Längen gestempelt hat.

Mutae:

hochd. Rock, Röcken, b. Rök, Röcken.

Aspir.:

hochd. Bach, Bächen, b. Bäh, Bächen; hochd. Schiff, Schiften, b. Schif, Schiften; hochd. Fass, Fässer, b. Fäs, Fässer; hochd. Ross, Rossen, b. Rôs, Rossen; hochd. Kuss, Küssen, b. Kûs, Küssen; hochd. Klotz, Klötzen, b. Klôz, Klötzen; hochd. Platz, Plätzen, b. Plâz, Plätzen.

Liquid.:

hochd. all, allen, b. âl, âlen; hochd. Fall, fallen, b. Fâl, fâlen; hochd. Lamm, Lämmer, b. Lâm, Lâmer; hochd. Mann, Männer, b. Mân, Mâner; hochd. Sonne, b. Sône; hochd. Narr, Narren, b. Nâr, Nârn.

In diesem Punkt hat sich der Dialekt so, wie von der Schriftsprache, auch vom ältern Organismus verirrt. Er macht wohl dasjenige seiner Quantitätsgebrechen aus, das am wenigsten gerechtfertigt werden kann.

Dass z. B. gerade auch das Englische vor doppelten Liquiden

die Vocale zu dehnen liebt, kann den in der Natur der Laute liegenden Grund dieser Erscheinung erklären helfen.

C. Vocalisch-lange Stammsylben der ältern Sprache.

a) Reinvocalische.

Ihrer ist eine beschränkte Zahl. Die Schriftsprache hat diese wahren Längen, was a, e, o betrifft unter ihre später unorganisch entstandenen falschen gemengt, worin ihr, in Bezug auf das a, auch der bayrische Dialekt gewissermassen gefolgt ist. —

Die übrigen, auch der oberpfälzische, der sich sonst in Quantitätsverhältnissen an den bayrischen anschliesst, halten alle diese organischen Längen streng fest und zwar so entschieden, dass sie meistens den Laut des Vocales selbst in einen andern entweder einfachen oder gar diphthongischen umwandeln.

Nach einem ähnlichen Gefühl lässt der Engländer die a, e, i, u, wenn sie Längen werden, in einen akustisch andern Laut: a in e, e in i, i in ai, u in iu übergehen.

So wird am Oberrhein und einem Theil Schwabens das organisch lange â, was daselbst dem kurzen nie wiederfährt, zu o: dô, òbed, Frog, Grof, Jor, Hor, jo, mole, Schlof, do schloft er wie e Grof (Hebel), Stross, Rot, Schwob, Sproch, wor etc. Auch die hochd. ohne, Mohn, Mond, Argwohn, Odem, Docht sind auf diesem Wege aus âne, mâhen, mâne, wân, âtem, tâht entstanden. Im oberpfälzischen und zum Theil schwäbischen Dialekt diphthongescirt sich dieses lange â zu au, ou. Im bayrischen fällt es mit dem auch aus kurzem a entstehenden â zu-

sammen, oder bleibt selbst im gemeinsten Munde als auffallende Ausnahme ein reines a. Mass, Strass, Graf, lassen, Gnad, Samen, That.

Das organisch lange e wird im bayr. Dialekt nie, wie ein kurzes, zu é (einem Laut zwischen e und i), — im oberpfälzischen und zum Theil schwäbischen diphthongescirt es sich zu èi.

Das organisch lange ô diphthongescirt sich in allen diesen Dialekten zu au, ou.

Endlich was das organisch lange î und û betrifft, so ist diese bedeutsame, in den Dialekten nur weiter durchgeführte Diphthongescirung schon seit einigen Jahrhunderten selbst in die Schriftsprache gedrungen. Aus î ist ei (ai), schwäbisch èi, aus û ist au (schwäb. òu) geworden, während die oberrheinische Sprache die ältern einfachen langen î und û bewahrt hat.

Muss die Schriftsprache, was diese rein vocalischen Längen betrifft, das Lob grösserer Consequenz augenscheinlich den Dialekten einräumen, so ist diess in Bezug auf die diphthongischen Längen noch weit mehr der Fall.

Den alten Diphthong ei halten alle oberdeutschen Dialekte streng gesondert von der alten reinvocalischen Länge î. Jener ist dem Bayern aæ*), dem Oberpfälzer ài, dem südlichen Franken á, dem nördlichen ê, dieser ist ihnen ái. Dem gemeinen Schwaben ist jener ài, dem gebildeten ái, dieser hingegen ist ihnen èi. Der innere Schweizer hält sogar noch die alten Laute èi und î fest. Die Schriftsprache dagegen mengt unter dem Einen Zeichen ei, unter der Einen Aussprache ái die beiden ursprünglich ganz heterogenen Längen durcheinander.

*) Sieh: Die Mundarten Bayerns.

Den alten organischen Diphthong *ie* hat die Schriftsprache zwar für's Auge behalten, aber für's Ohr zum blossen langen *i* werden lassen, und verwendet ihn gegen alle Analogie sogar für seine ursprünglichen Kürzen entstellten falschen Längen. In ein paar Fällen hat sie ihn vollends zum kurzen *i* gemacht. Z. B. in *Licht* (dem *lieht*, *lioht*, *liuht* früherer Sprache).

Der bayr. schwäb. schweiz. Dialekt halten an ihrem *ie*, der oberpfälzische an seinem *êi* musterhaft fest. Nie vermischen sie es mit dem blossen *i*.

In ihrem *au* lässt die Schriftsprache wieder zwei etymologisch ganz von einander abliegende Laute zusammenfallen, den alten Diphthong *ou* und die Vocallänge *û*.

Der bayr., oberpf. Dialekt hält dagegen sein dem Diphthong *ou* entsprechendes *á* ferne vom *au* (dem alten *û*), wie der gemeine Schwabe sein *ò*, der gebildete sein *áu* von *ou*. Der Schweizer bewahrt die alten Laute *ou* und *û*.

Endlich auch den alten organischen Diphthong *uo* mit seinem Umlaut *ue* hat die Schriftsprache zum blossen langen *u* und *ü* werden lassen, und so mit auf seine secundären falsch-langen *u* übertragen. In ein paar Fällen ist dieses *u* und *ü* sogar zur blossen Positionslänge, also zu vocalischer Kürze geworden, z. B. in *Mutter*, *muss*, *müssen* (*muoter*, *muoz*, *müezen* der ältern Sprache). Treu halten dagegen die Dialekte an ihrem *ue* und *üe* (oberpf. *ou*, *êi*), das ihnen weit absteht vom blossen *u*.

Ist nun das Ergebniss aus diesem trocknen Detail auszusprechen, so muss wieder auf die eingangs erwähnte Unterscheidung zwischen gemeinem, vielmehr reinem Volksdialekt und der Art und Weise,

wie dialektisch gewöhnte, nicht eigens nach Mustern, die über dem Dialekt stehen, geschulte Organe das nach den Regeln der jetzigen Büchersprache Geschriebene zu lesen, oder wie unter derselben Voraussetzung Gebildete überhaupt zu sprechen pflegen, erinnert werden.

Die Abweichungen des gemeinen Dialekts von der neuern Schriftsprache sind, auch was die Quantität betrifft, grossen Theils dem längern Festhalten an einem frühern Zustande, und also, die Sache vom historischen Standpunkte aus betrachtet, ihm nicht gerade als Gebrechen zuzurechnen. Durch alle seine Erscheinungen zieht eine unverkennbare innere Consequenz. Grammaticales und blos der Aussprache Angehöriges bedingen, ründen sich gegenseitig.

Nicht so, wo dem dialektischgewöhnten Organ nicht wieder Dialektisches, sondern etwas der Mundart in so manchem Widerstrebendes zur Aufgabe wird. Hier muss freilich alles Fehler heissen, was gegen die neuere Regel anstösst, auch das, was im Bereich des blossen Dialektes Entschuldigung verdienen könnte. Und zu diesen Fehlern kommen noch andere, zum Theil auffallendere, die gerade erst aus dem Conflict zwischen den beständigen Anwandlungen dialektischer Angewöhnung und dem Bestreben, den geschrieben vorliegenden Buchstaben recht genau einzuhalten, hervorgehen.

Eine solche Anwandlung kann z. B. beim Anblick der Zeichen Stadt zur Aussprache Stad verführen in demselben Augenblick, wo das Bestreben, die dem Dialekt habituelle Wandlung der Tenuis in die Media zu vermeiden, das Zeichen Staat als Statt aussprechen lässt, oder dasselbe Streben, nebst der Sorge, das ie nicht, wie im Dialekt, diphthongisch zu geben, bieten zu bitten machen kann. Der Anblick des einfachen u oder ü kann zur Aussprache Gütter, Hütte — (oder nach einer sonstigen Dialekteigenheit

Gitter, Hitte) — blutten, fluchen, Buche, Füsse, süsse, grosse, Schüller, Blumme, ungestümm u. dgl. verleiten und auf die dialektischen Güeter, Hüete, blueten, fluechen, Bueche, Füess, süess, grouse, Schüeler, Bluem, ungestüem, wo die Länge sogar diphthongisch hervortritt, ganz vergessen lassen; während in demselben Athem die angeborne Abneigung gegen das Aushalten auf den Liquiden, Sonne zu Sone, Lamm zu Lam, harren zu haren, Stall zu Stal, still zu stil, Quelle zu Quele macht.

Und so könnten der sich oft kreuzenden, in Volksschulen wohl gar förmlich eingelernten Verstösse, die denn natürlich von der Zunge manchmal wieder in die Feder übergehen, selbst geschriebene und gedruckte Beispiele genug angeführt werden, wenn es überhaupt eines Beweises bedürfte, dass für das Volk, bis auf einen gewissen Grad selbst für die gebildete Klasse desselben, denn doch nur der Dialekt die eigentliche natürliche Muttersprache, das Schriftidiom aber etwas mehr oder minder vollkommen Angelerntes, Künstliches ist.

Es tragen die Dialekte auf der Karte unsers deutschen Einen Vaterlandes Grenzen genug ein, deren Unbequemes in den niedern Kreisen des Lebens ganz anders, als in den höhern, empfunden wird. Aber was für das Ohr getrennt ist, ist durch die Schriftsprache, vor der Hand wenigstens schon für das Auge, vereint.

Dieses ist nach dem Allgemeinen geschult; was schadet es, wenn Ohr und Zunge, minder fügsam, noch an manchem tief und gründlich gewurzelten Besondern halten?

Gilt uns auch für diese beiden nur Eine bestimmte Form als recht und schön, so wäre es doch beinahe thöricht, zu erwarten,

dass gerade diese, wie wir schon jetzt keine andre von der Schau-
bühne herab hören mögen, so bald auch zu Stadt und Land von Re-
debühnen und Kanzeln jeder Art zu vernehmen seyn werde.

Wohl noch eine geraume Zeit wird brüderliche Toleranz statt
haben müssen, und diese um so leichter gedeihen, wenn die heutige
allein seligmachende Büchersprache selbst, in ihren Observanzen und
Satzungen dann und wann mit ihren canonischen Quellen, den Sprach-
denkmälern früherer Jahrhunderte zusammengehalten wird.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften - Philosophisch-philologische Classe = I. Classe](#)

Jahr/Year: 1835

Band/Volume: [1-1835](#)

Autor(en)/Author(s): Schmeller Johann Andreas

Artikel/Article: [Ueber Quantität im bayrischen und einigen andern oberdeutschen Dialekten, verglichen mit der in der jetzigen und in der ältern hochdeutschen Schriftsprache 739-762](#)